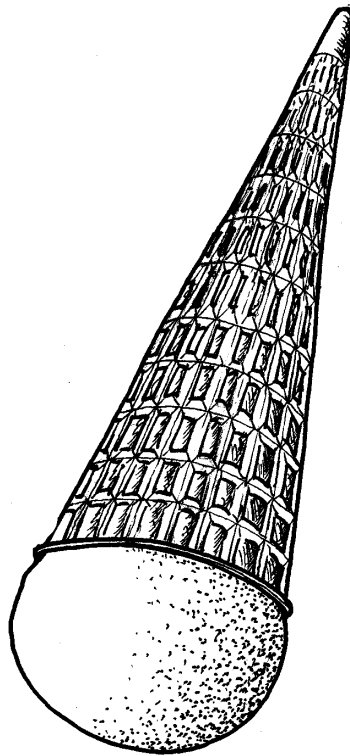


Fra Noël

**Kurzgeschichten
aus der Zeit der
Zürcher Betonistenbewegung
(1984 – 1990)**



**EDICIONS EL FORMIGÓ ARMAT
CASTELLDEFELS (MADE IN CHINA)
2010**

Vor- und Schlusswort

Als ich diese Kurzgeschichten (oder -fürze, wie die guten ZürcherInnen sagen würden) in einem vergilbten Heft aus dem Müll niederschrieb, dachte ich ich sei unsterblich.

Damals schrieb ich komische Sachen wie diese:

Reflexionen über den Tod

Nein, Du störst mich nicht, solange Du schweigst, solange Du ein Märchen bist, ein Traum, solange Du meine Realität nicht vergewaltigst, solange Du eine erfundene Wahrheit, ein Schaukelstuhltraum bist.

Nein, Du störst mich nicht, solange Du umherirrst und mich nicht auf die Schulter klopfst. Wenn Du mich sitzen bleiben lässt...

Da mich der liebenswerte Herr Tod irgendwann besuchen wird (er ist eine Art Betreibungsbeamter des Lebens), habe ich entschieden, vorher einige meiner Gedanken im Internet zu lagern, damit sie nicht -zusammen mit dem vergilbten Heft- wieder im Müll landen.

Ebenso tue ich es als Dank für meinen kurzen Aufenthalt in Zürich (1967 - 1991), einer Stadt, die mich in meinen unruhigen Jahren stets geistig beflügelt hat.

Deshalb widme ich dieses Büchlein meinem ehemaligen "Zürcher Kuchen", auch wenn er inzwischen vielleicht (auch) etwas ranzig geworden sein sollte.

Castelldefels, im April 2010

Fra Noël



PS. Weitere (spanische) Fürze von mir in <http://www.amics21.com/laveritat/>

INHALT

- × Frau Grillenzwilling
- × Polarkreise
- × Die kranke Amsel und der Baum
- Die Siesta
- Pater Francesco
- × Der Betonismus
- × Lob den Wissenschaftlern
- × Vollmond
- × Die Kunst
- × Vom warum ich schweizer bin
- × Die Sonne und die Petrollampe
- Albert Einstein
- × Sainte Belgique
- × Zwei Augen
- Brief an eine tote Mutter
- × Die Werber
- Herr Würmli
- In der Eisenbahn
- Fragebogen: Lebe ich noch?
- Vereinigte Staaten von Amerika
- Froh sinn
- Epigraph



Frau Grillenzwilling

Frau Grillenzwilling hat sich auf der Matratze, die am Boden liegt, niedergekniet. Sie rückt den Spiegel, den sie für den Anlass zwischen Wand und Matratze geschoben hat, zurecht.

Frau Grillenzwilling ist aufgeregt und katholisch. Sie ist splitternackt. Der einzige Fremdkörper an ihrem eigenen Körper ist eine feine Goldkette, die sie um die Ferse ihres rechten Fusses trägt. Das dient ihr als Mass der Dinge.

Auf dem Tisch steht eine Vase mit einigen bunten Blumen, die auch schon ein besseres Leben gekannt haben, obschon sie in einem riesigen Gewächshaus in Holland geboren und gross geworden sind. Dort hatten sie schliesslich noch die Füsse in der Erde und nicht im Wasser, welches die Industriellen Betriebe der Stadt Zürich liefern.

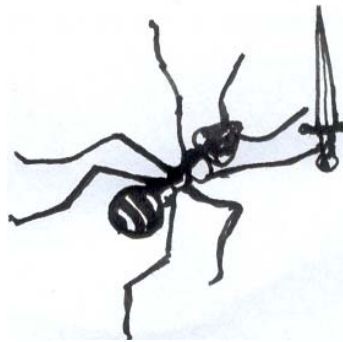
Frau Grillenzwilling kniet nun auf der Matratze vor dem Spiegel, der zwischen dieser und der Wand in einer Art und Weise eingeklemmt ist, wie es der Schwerkraft an jenem Abend gerade so passt. Sie ist, wie gesagt, ziemlich aufgeregt, denn sie ist splitternackt und katholisch und der Photoapparat, der den Augenblick stehlen soll, ist geladen und das kleine Lämpchen, das sich wie ein Leuchtturm über der Kamera erhebt, leuchtet rot im gedämpften Licht des Raumes.

Die Kleider von Frau Grillenzweig liegen ohne Ordnung auf dem Sisalteppich und das Leintuch, das sich auf der Matratze ausbreitet, verzerrt seine sonst relativ glatte Oberfläche zu einem sternförmigen Faltenbild, ähnlich einer Windmühle, die sich um die Knie von Frau Grillenzwilling dreht.

Ueber dem Tisch hängen zwei kleine Bilder, die der Freund und Liebhaber von Frau Grillenzwilling für sie einmal malte, als er bei guter Laune war. Der Rucksack unter dem Tisch wollte sie schon lange in den Keller bringen, doch sie hat den Schlüssel zum Vorhängeschloss verloren oder so gut versteckt, dass sie ihn nicht mehr finden kann.

Frau Grillenzwilling hebt nun die Kamera mit beiden Armen so weit in die Höhe, bis ihr rechtes Auge die nackte Frau Grillenzwilling im Spiegel sieht. Sie bewegt noch einmal leicht den Apparat, bis der Sucher fündig geworden ist und drückt erst auf den Auslöser als sie findet, sie sei schön.

An diesem Abend hat sich Frau Grillenzwilling siebenunddreissigmal schön gefunden.



Polarkreise

Die Frau hinter der Theke hat eine schneeweisse Haut. Ein schönes Gesicht, könnte man sagen. Sie ist kalt wie ein Fisch im Wasser, wie ein Eisberg, den es einmal vor die Afrikanische Küste treiben wird, unweigerlich dazu verurteilt, dahin - zuschmelzen. Wie schnell, hängt nur von der Strömung und der Sonne ab.

In dieser Bar sind sie alle weiss und alle sind sie schön und kalt. In dieser Bar verkehren die Polarkreise. Kein Wind in Richtung Süden hat diese Bar je gelüftet.

Die Polarkreise, die ich meine, wohnen nicht in Haparanda oder Obdorsk und auch nicht auf dem Platzspitz. Die Polarkreise, die ich meine, hausen auf dem Punkt, genau darauf, und sitzen auf einem Fass ohne Boden und die Achse der Erde steckt ihnen im Arschloch. Ihre Stadt, die durchaus nicht ihnen gehört, also, die Stadt in der sie zu leben versuchen, wurde vom Packeis noch nicht befreit und wird es auch in Zukunft nicht, solange die Kohle nicht ausgeht.

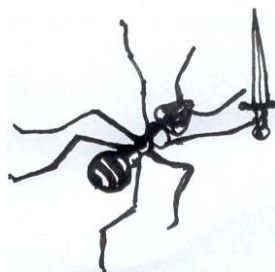
Zwinglitown ist nicht Freetown und auf den weiten Ozeanen segeln keine Schiffe unter der Flagge dieser Stadt, denn die Wut braucht keine Segel und keine Flaggen. Sie genügt sich selbst.



Der kranke Baum und die Amsel

"So nimm denn mein Geäst und führe mich aus dem Dunkel", sprach die kranke Buche zur Amsel, die auf einem seiner Äste sass und in den Tag hinein sang.

So kam es, dass die Amsel an jenem Tag für den kranken Baum ein solch schönes Lied sang, dass er geneste und im darauffolgenden Frühling die schönsten Blüten und im Sommer die schönsten Blätter und Früchte und im Herbst das schönste Laub und im Winter das schönste Geäst seines Lebens hervorbrachte und zu seinen Füßen zogen mancheschöne Blumen ein, denn der Boden um ihn wurde fruchtbar und viele Vögel erblickten das Licht der Welt auf seiner Krone und lernten auf seinen Ästen fliegen und seine Saat wurde vom Wind sanft in alle Himmelsrichtungen getragen und die Menschen, die ihn sahen, wurden von manchem Leiden befreit und lernten wieder zu lieben und als er viele hundert Jahre später starb, da wurde das Stück Erde, auf dem er gelebt hatte, zum Anfang des Endes der Herrschaft des Menschen über die Natur erklärt.



Die Siesta

Es ist drückend heiss. Auf den Wellblechdächern könnte man Spiegeleier braten. Über ihnen scheint alles zu tanzen, im Rythmus der Hitze. Kaum ein Geräusch ist zu hören. Es ist drei Uhr mittags. Ein Hahn durchdringt die Stille. Der Mann in der Hängematte fragt sich warum er um diese Zeit kräht.

Ein Fluss Gedanken geht durch seinen Kopf. Er schliesst die Augen und versucht sich den Regen vorzustellen, wie er während der Regenzeit auf die Metaldächer aufschlägt. Eine erfrischende Erinnerung. Er denkt an die Strandhütte aus Palmenblättern in Mexiko, wo er einmal um diese Tageszeit stehend Liebe machte. Sie zog ihr Höschen aus und das dünne Seidenkleid schmiegte sich an ihren schönen Körper. Sie lehnte sich an die Strohwand, schloss die Augen, stöhnte und schwitzte, wegen der Hitze und der Liebe, währen er langsam, ganz langsam seine Hand unter ihr Kleid führte und laut und heftig zwei Herzen pochen hörte. Später rannten beide wie wild den Strand hinunter, jetzt ganz nackt, und sprangen in das kühle Wasser des Stillen Ozeans. Danach hatten sie das Gefühl, den ganzen Sauerstoff der Erde einatmen zu können.

Bei diesen Gedanken spürt er ein Kribbeln am ganzen Körper. Der alte Film aus dem Archiv seiner Seele stimmt ihn traurig, doch er versucht, die Szene lange festzuhalten. Er liegt da wie ein Stück Blei. Er bringt die Hängematte zum Schwingen, streckt die rechte Hand aus und holt sich die Packung Zigaretten vom Tisch. Für das Feuerzeug muss er die Schwingung wieder vergrössern. Er zündet eine an, obschon er weiss, dass bei dieser Hitze der Rauch wie Galle schmeckt. Nach dem ersten Zug spürt er den eckelhaften Geschmack auf der

trockenen Zunge. Hastig nimmt er einen Schluck Wasser. Er schliesst wieder die Augen und denkt an die alten Kolonialherren von Madagaskar, fünfzig Jahre zuvor. Ob sich die auch um diese Tageszeit gelangweilt haben? Er denkt an die Vorkolumbianische Langeweile, an die Langeweile des Jahrhunderts der Aufklärung, an die liberale, konservative und sozialistische Langeweile. Er denkt an seine eigene Langeweile, wie sie die Hitze des tropischen Nachmittages ins fast Unerträgliche verlängert.

Eine Fliege landet auf seiner Nase und unterbricht den Faden seiner Gedanken über die Langeweile. Er hustet. Schleim kommt tief aus seinen Bronchien empor, er versucht zwischen den Gitterstäben der Veranda hindurchzuspucken. Es gelingt nicht, es bleibt am Eisen hängen. Er weiss es, der Anblick dieses bammelnden Kunstwerkes wird ihn stören, auch wenn er versucht, es zu übersehen. Er bleibt in der Hängematte liegen.

Plötzlich kommt sie, die Erlösung. Die Hitze hat gesiegt. Die Hängematte hat ihn einen kurzen Augenblick an die Gebärmutter erinnert und er ist dabei plötzlich eingeschlafen. Er träumt von seiner Geburtsstadt Zürich, wo er ein kleines Klavier auf der Strasse findet. Es ist leicht und er kann es tragen. Er ist glücklich wie ein Kind und er will es nach Hause nehmen. Niemand flucht in diesem Traum. Obwohl er es allein tragen kann, zahlt er jemandem vierunddreissig Franken um ihm zu helfen. Kaum in der Wohnung angekommen, fängt er an, das Klavier zu reparieren, obwohl es noch sehr schön klingt. Und dann dieser wunderbare Augenblick, als er vor diesem Ozean von möglichen Noten und Harmonien sitzt und anfängt zu spielen. Wie ein Virtuose bewegt er die Hände, nein, nicht er bewegt sie, es ist die Musik, die sie bewegt. Die Klänge berauschen ihn und er hat das Gefühl, im Raume zu schweben. Zu seiner Sinfonie singt ein Hahn mit, schöner als die Maria Callas.

Aus dieser Siesta ist er nie mehr richtig erwacht, denn keine zehn kilometer von seiner Hängematte entfernt zauberte ihm der schönste Zuckerhut der Welt ein Heimweh in die Seele, das ihn fortan nie mehr verlassen sollte.

Pater Francesco

Pater Francesco hat die drei Kassetten mit Musik aus Kamerun und Zaire, die ein Freund in der Provinzhauptstadt für ihn aufgenommen hat, sorgfältig in eine alte Le Monde eingepackt und in seine Ledertasche gesteckt. Er will sie noch heute zur Leprastation in Andromita bringen.

Nach etlichen Versuchen gelingt es Pater Francesco endlich, das Motorrad zu starten. Die Piste von Bobasakoa nach Andromita, die er nun in Angriff nimmt, ist vierundvierzig kilometer lang, mal schlammig, mal steinig und besteht oft aus ausgetrockneten Flussbetten, die während der Regenzeit mit lautem Getöse das braune Wasser zurück zum Meer führen. Zu dieser Jahreszeit aber führen diese nach Wasser lechzenden Pfade höchstens einen Ochsenkarren oder einen motorisierten Pater, der mit drei Musikkassetten in der Ledertasche und die Ruhe in der Seele eine am Rande der Unendlichkeit liegende Leprastation aufsucht.

Bereits nach fünf kilometern steckt Pater Francesco mit dem Motorrad zwischen den Beinen tief im braunen Schlamm, während der Motor im Morast rattert und der Auspuff bizarre Blattern auf der Oberfläche entstehen und das Ganze wie eine langsam kochende, dicke Mehlsuppe ertönen lässt. Der Pater versucht es zuerst mit dem rechten Bein, doch das linke sinkt um so tiefer im Lehm, je mehr er am rechten zieht. Er sitzt bis zum Sattel in der Tinte.

Es braucht drei Männer aus dem nahen Dorf, um das Motorrad samt Pater aus der zähen, klebrigen Sauce zu befreien und auf die andere Seite des Morastfeldes zu schleppen. Pater Francesco sieht bis zur Hüfte wie ein mit Schokolade überzogenes Biskuit aus.

Unter einem mächtigen Mangobaum rauchen die vier Männer eine Zigarette und lachen lustvoll. Dann verabschiedet sich der Pater, startet mühsam sein jetzt braunes Motorrad und fährt weiter .

Während der Trockenzeit ist der Busch besonders schön. Pater Francesco fährt durch einen dichten, nach ewig feuchter Erde duftenden Wald; über einen kristallklaren Fluss, wo Frauen mit nacktem Oberkörper mit ihren Kindern Wäsche waschen und keine dreihundert Schritte Flussaufwärts Krokodile sich faul an den Ufern sonnen. Eine kaum sichtbare und doch leuchtende Dampfwolke begleitet den Fluss durch den Wald und lässt die üppige Vegetation an seinen Ufern milchig-grün erscheinen. Bei Gegenlicht muss der Pater immer an einen Tempel der Natur denken, in dem nicht einmal der Weihrauch fehlt.

Dann verlässt die Piste plötzlich den schattigen Wald und vor den Augen des Paters öffnet sich eine weite, goldgelbe Landschaft, die in der Ferne mit einer Kette von sanft geformten, schlafenden Vulkanen und mit einem von schneeweissen Wolken durchzogenen, tiefblauen Himmel zusammenschmilzt.

Immer wieder fährt er durch kleine Dörfer, wo Kinder laut schreiend aus den Hütten rennen, um dem Pater zu winken.

Pater Francesco sitzt auf seinem Feuerstuhl und bringt den Leprakranken die gute Botschaft in Form von drei Kassetten mit Musik aus Kamerun und Zaire. In dieser Landschaft wirkt er beinahe wie ein Marsbewohner auf Besuch, mit seinen zwei drehenden Untertassen zwischen den Beinen. Schlamm im Gesicht und auf der Brille, Schlamm auf seinen Händen und auf dem Kreuz, das auf seiner Brust im Rhythmus der Schlaglöcher hin und her tanzt. Keine Hochspannungsleitungen, die den Himmel in Stücke schneiden. Die Landschaft weit und still und Pater Francesco ist mitten drin, die Unendlichkeit gehört ihm. Er ist jetzt näher bei Gott als wenn er Sonntags in der kleinen Wellblechkirche von Bobasakoa die Hostie segnet. Ja, die Unendlichkeit gehört jetzt ihm allein und die Menschen entlang seines Weges sind so

freundlich wie diese Landschaft grenzenlos weit.

Drehzahl anpassen, sich aufrichten, absitzen, bremsen, Füße runter, ausrutschen, sich wieder auffangen, ein Bein blutet leicht, er merkt es viel später. Die Blicke von gemächlich kauenden Wasserbüffeln und eine riesige Staubwolke begleiten den Pater entlang des Weges, zusammen mit seinem eigenen Schatten.

Natur über Natur und Pater Francesco denkt, dass Gott doch gerecht, dass das Friedliche mit materiel-ler Armut und das Geld mit Gewalt zu bezahlen seien. Er weiss, dass heute Abend die Leprakranken in Andromita ihre Toten auch zur Musik, die in seiner Ledertasche in einer alten Le Monde eingepackt ruht, feiern werden. Lachend und tanzend, und sei es auf einem Bein.

Die Ruhe, die das Licht der jetzt tiefer liegenden Sonne auf das Land ausbreitet, umhüllt ihn sanft wie ein Kokon.

Pater Francesco liebt sein Motorrad beinahe so sehr wie das Pferd der Mission. Natürlich weiss er als Christ, dass seine Kirche weder Pferden noch Motor-rädern eine Seele zugesteht, doch der Gedanke, er sei gewissermassen die Seele seiner Maschine und diese sein Körper, steigert jetzt seine gute Laune.

So fährt also der gute Pater über die Piste, bleibt unweigerlich noch einmal im Schlamm stecken, befreit sich mit der Kraft seines Hinterrades, das eine tiefe Furche in die nasse Erde zeichnet und nähert sich frohen Herzens seinem Ziel.

Dann endlich Andromita in der Ferne, das verschlafene Dorf am Rande der Unendlichkeit. Kinder, Hühner, Hunde und Ziegen. Reisfelder, abgemagerte Wasser-büffel, die Hütten und die Hitze, die immer noch über den Wellblechdächern tanzt.

Tausend Jahre können Dir nichts antun, Andromita! Du bist einfach da und Pater Francesco bringt heute Deinen Leprakranken drei in einer alten Le Monde eingepackten Konserven Musik in seiner Ledertasche und Du wirst diese Nacht unter dem Sternenhimmel Deine Toten rauschend feiern, damit sie weiter in Dir leben.

Der Betonismus

Ein historisches Phänomen oder der Versuch, die bürgerliche Kunst zu upperisieren.

Der Betonismus sollte vom nihilistisch-diffamistischen Standpunkt des Seins aus betrachtet werden. Der Betonismus war ein Versuch, aus dem damals klar definierten Bezugspunkt der dynamisch-otogenischen Betrachtungsweise der ornitologischen Strömung in der Kunst auszurechnen, mit dem Ziel, hipopotamische und -im Grenzfall- rumpologische Lösungen aus eben dieser einbetonkarierten, mitunter grauen Welt aufzuzeigen. Leider fehlte dem Betonismus eine saubere Trennlinie zwischen dollareskem und hermesistischem Denken, oder anders ausgedrückt, eine plauschistische und gegen das Neonlicht orientierte vertikale Komponente.

Trotzdem gelang es der Betonistenbewegung, Sauerstoff ausströmende Risse aufzudecken und diese in einer Weise zu entziffern, dass kaum jemand weinen musste.

Mesopotamisch und bananistisch betrachtet, könnte man heute den Betonismus in den Topf der "Herbes de Provence" werfen, zumindest auf den ersten Blick. Je mehr man indes am Betonismus riecht, desto mehr fällt einem seine esotemtische und waagrechte Reinheit auf.

Als der Betonismus seinen Höhepunkt erreichte wurde die Parole:

"Beton ist nicht,
Bäh, Bäh
Mörtel und Stein;
Beton ist Caca!"

(französisch: merde!)

Dieser kleine und doch unwichtige Unterschied wurde zum ruhenden Pol des gesamten Betonismus,

der sich fortan nur noch dem Studium der Skatologie des auslaufenden 20. Jahrhunderts widmete.

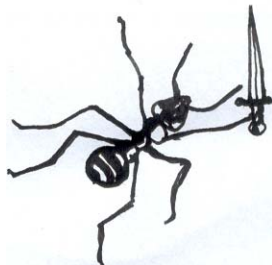
Auf die Frage, was denn für den Betonismus "Kunst" bedeute, antwortete H.O.M.*, damals der prominenteste Vertreter des Betonismus:

"Für uns ist Kunst schlicht und einfach: Guggeli uf äm Bärig, ohni rots Püktli."
(französisch: le Guggeli sur la montagne, sans point rouge. Merde!).

Ohne sehr tief in dieser grauen Materie einbetoniert werden zu wollen, möchten wir zum Schluss noch festhalten (mit Hilfe der Schreibmaschine), dass es weit mehr als einer Skatos-Philologie bedarf um das Phänomen "Beton ist Caca" zu analysieren. Man muss vielmehr eine philanthropische Dadalogie zu Hilfe nehmen um den Betonismus des auslaufenden zwanzigsten Jahrhunderts nicht zu verstehen (...)

(Auszug aus einem Artikel von Dr. Britz-Filleter, erschienen im Kulturteil des Tages-Zeitnagers vom 10.11.2031)

*) H.O.M. war das Pseudonym von Leon Urmaharili



Lob des Wissenschaftlers
oder
Stultitiae laus

Niels Bohr hat einmal den Begriff geprägt: "Contraria sunt complementa" oder die Gegensätze ergänzen sich. Er hatte diesen Begriff für die Physik geschaffen, weil er sah, dass in der Welt der Materie vieles so paradox erscheint. So sind für die Beobachtung kleinster Elementarteilchen riesige Maschinen notwendig (Zyklotronen).

Wir möchten nun weiter gehen und das Problem der Gegensätze, die sich ergänzen, auf den Wissenschaftler unserer Zeit ausdehnen. Unabhängig seines Standpunktes: Was da gedeiht, in der Birne des Wissenschaftlers, der sich der Intelligenz verschrieben hat, ist stets die Dummheit, grenzenlos wie die Sahara. "Denke bevor du sprichst" scheint ihm vollends fremd zu sein. Daher ist eines der auffälligsten Merkmale des Wissenschaftlers sein unaufhörliches, dummes und leeres Geschwätz. Ist er indes ruhig, spricht und publiziert nicht, dann ist er definitionsgemäss ein Weiser.

Was ist nun das Markanteste an einem Wissenschaftler? Dass er stets so tut, als habe er die Welt entdeckt, als habe es vor ihm nur lauter Idioten gegeben. So wurde zum Beispiel an der Technischen Hochschule in Zürich nach jahrelanger Forschung über den Knoblauch feierlich und offiziell erklärt, dass dieser morgenländische Bärenlauch gesund sei! Und wer hat dieses edle Forschungsprojekt bezahlt? Sicherlich irgend ein Fonds der Eidgenossenschaft, die mich mein

Leben lang rupft. Damit dann ein Idiot kommt und mir mit Diagrammen und Tabellen beweisen kann, der Knoblauch sei gesund!

Der Wissenschaftler glaubt in der Lage zu sein die Welt zu verbessern. Stets redet er zuviel und versteckt die Hl. Moria hinter Zahlen, Fremdwörtern und, ganz besonders, hinter seinem unwiderstehlichen Drang zur Forschung, die er meist betreibt ohne zu Beobachten. Fast ausnahmslos entfernt er bei seinen Forschungen das wichtigste Element jedes gescheiterten Beobachtens: Das Leben.

So habe ich meinen Unterricht in Biologie in Erinnerung: Wir mussten Frösche und Würmer und Mäuse mit Seziermessern auseinandernehmen, um die Geheimnisse des Lebens zu verstehen!

Biologie (griech.), die Lehre von den Lebewesen u. den Lebensvorgängen (aus Knaurs Konversations-Lexikon A-Z).

"Contraria sunt complementa": Töte, um das Leben zu verstehen! Wieviele Forschungsberichte wurden und werden mit Blut geschrieben?

"Contraria sunt complementa": Wissenschaftler sind Toren, Toren sind Weise. Die Weisen in die Irrenhäuser, die Idioten in die Universitäten, contraria sunt complementa!

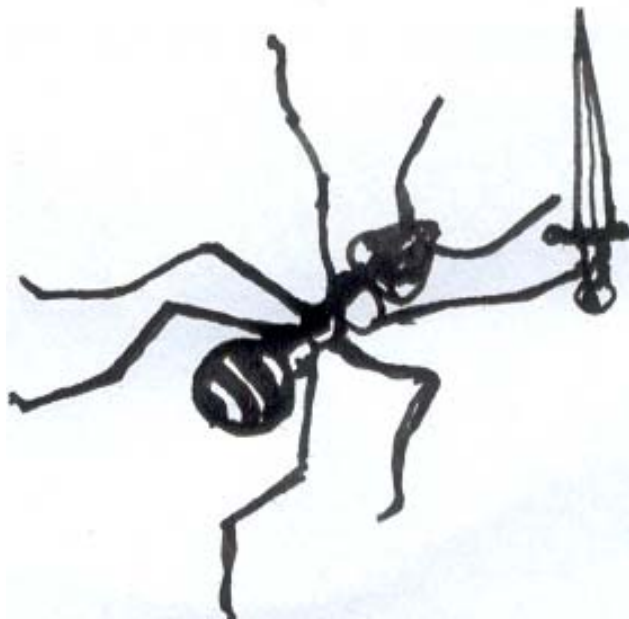
Die Frage ist nun: Wie kann man sich gegen das Geschwätz von WissenschaftlerInnen schützen?

1. Beide Ohren mit beiden Händen fest zudrücken, damit man sie nicht hören muss.
2. Falls man sie immer noch hört, lasse man Musik in C-Dur laut ertönen, damit auf diese Weise eine fröhliche Note in das dumme Geschwätz kommt.
3. Man schliesse die Augen und stelle sich einen frischen, kristallklaren Bergbach vor.
4. Man verlasse sofort den Ort des Geschehens und schaue gen Himmel.
5. Man drehe beim Fernsehgerät sofort die Lautstärke auf null und beobachte das Gesicht des Unsinn vor sich gebenden Wissenschaftlers.

6. Man pfeife auf die Wissenschaft

Als letztes empfehlen wir, selber zu leben und zu lernen. Sollte dies schiefgehen, so wird uns immerhin die Befriedigung bleiben, dass es unser Fehler war und nicht jener eines Esels mit Kravatte und langen, grauen Ohren.

(Dieser wissenschaftliche Essay ist Erasmus von Rotterdam gewidmet)



Vollmond

Feiner Regen fällt auf die Niederdorfstrasse. Die Kneipen haben bereits die Polizeistunde vollbracht, die Türen geschlossen und die Läden mit lautem Getöse runtergeknallt.

Die Strassenlampen betrachten sich auf der nass spiegelnden Asphaltsschicht, die uns heute von den Ratten trennt, wie vergilbte Prinzessinen im Schloss-
teich.

Einige verzauberte und besoffene Prinzen lungern um den Hirschenplatz herum, die Strassenlaternen sind zu hoch um ihnen den befreienden Kuss zu geben, der sie zu strahlenden Yuppies verwandeln könnte.

Die Nacht gehört den Geistern. Ein Freier nähert sich der schwarzen Perle aus der Karibik, die weiss Gott warum jetzt unter einer rostigen Laterne und nicht unter einer im Wind tanzenden Palme steht. Ein alter Schwuler steht schon seit zehn Uhr im Pissoir neben dem Kino Wellenberg mit dem schlaffen Penis in der Hand und wartet auf die grosse Liebe.

Da liegt einer auf dem Boden vor der geschlossenen Kneipe, hat sich das verdaute Bier in die Hose gepisst und der Speichel fliesst sehnsüchtig auf die nasse Gasse, zurück zur Natur.

Da liegt einer auf der Gasse, angeblich im Rausch. Doch der Mann hat einen Schmerz in der Seele. Er ist ein Mondkind. Wenn der da oben so richtig leuchtet, dann haltet es der Sepp nicht mehr aus, dann hat er die Kraft nicht mehr, sich zu verstellen und mag nicht mehr bellen.

Die Kunst*

Denn Du bist Investition. Mensch betrachte Dich, um durch Dich hindurchzusehen. Unser täglich Geld gib uns heute und vergib unseren KünstlerInnen, die die Banken bepinseln und nicht bepissen.

Leg Deine Suche-nach-Befreiung-Maske ab, lösche Deinen Durst nach Anerkennung. Der Baum im Wald braucht keine Anerkennung. Was ihn tötet ist die vergiftete Luft.

Du bist, was mensch ausstellt. Du bist erst recht echt, wenn ein rotes Pünktli an Deiner unteren rechten Ecke klebt. Das rote Pünktli als Eidg. Fähigkeitszeugnis. Berechtigt zum Schmücken von Wänden in Amtsstuben, Präsidialabteilungen, Banken und Wohnzimmern von roti-Pünktli-Jägern.

Eine Liebesnacht für einen Geldschein, die Seele für ein rotes Pünktli. Das älteste Gewerbe der Welt: Der Kunsthandel. Kuhhandel. MUH.

"Kunst sollte eigentlich frei von S C H E M A S sein"

Oder? ODER?

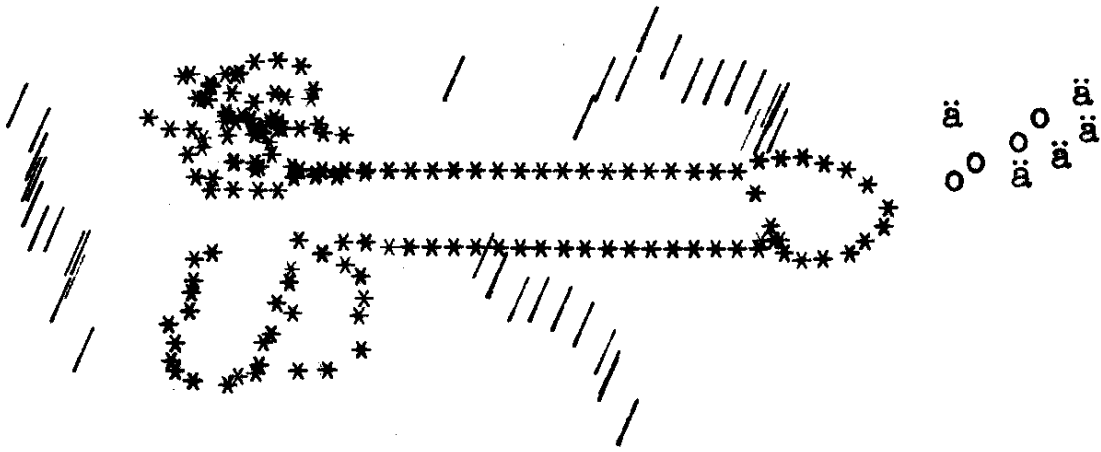
Der grösste Künstler der Geschichte (ICH) sagt:

0 oder ∞

Oder, mit anderen Worten:

"Die Unschärferelation von Heisenberg gilt auch in der Kunst: Du kannst nicht gleichzeitig deinen Standpunkt und deine Bewegung festlegen".

Kunst ist eine Sauce, eine Angelegenheit für Krumme, von Dummen erfunden.



Ist denn die Kunst heute noch erotisch?
Kunst als Dünger verschissener Städte?
Kunststoff am Laib Brot mit Weizenkleie
gegen Verstopfung. Bankenkunst gegen die
seelische Verstopfung fetter Direktoren, die
den KünstlerInnen ihre Nester ausmisten. Kunst
für die Spekulantenhaie, deshalb sind die Püktli
rot wie das Blut, das aus dem Mundwinkel ihrer
Opfer auf den grauen Beton, den sie scheissen, tropft.
Verewigen wir uns. Krampfhaft, wenn es sein muss.
Jeder in einen Katalog, auch wenn er dafür zahlt. Im
voraus. Papier vergilbt und wird zu Staub. Gedanken
aber werden zu Wind und treibem Windmühlen an und die
einzigsten Püktlis, die wir brauchen, sind weiss und heissen

S T E R N E

Moral:

Lieber ein poetisches Ende als ein Ende ohne
Schrecken

Zürich, im April 1989 Fra Noël

*) Dieser Essay über die Kunst wurde geschrieben, um eine gewisse Wut abzulassen. Der Autor hat leider keine Mieter, auf die mensch alles abwälzen kann.

Vom Warum ich Schweizer bin

Als ich geboren wurde war die Welt noch in Ordnung. 1948 war das Jahr der Ratte und diese Tiere leben bekanntlich ganz gut miteinander.

Ich bin ein Kind der katholischen Kirche und von Herrn Dr. Zwingli. Mein Vater war ein spanischer Benediktinermönch und meine Mutter stammte vom Wipkinger Adel ab: eine Voneschen, zusammengeschieden, wie Von - tobel.

Dass meine Eltern überhaupt heiraten durften, verdanke ich dem Zürcher Regierungsrat, welcher laut Protokoll Nr. 1098 vom 22. April 1943 meinem Vater

Fr. 4'000.--

als Kautio für meine Schweizer Mutter abknöpfte, und zwar in Form eines Sparheftes (Nr. 15734) der Bank Wädenswil und ihm ausserdem noch die Kosten, bestehend aus einer Staatsgebühr von

Fr. 40.-- ,

sowie den Ausfertigungs- und Stempelgebühren aufbrumnte.

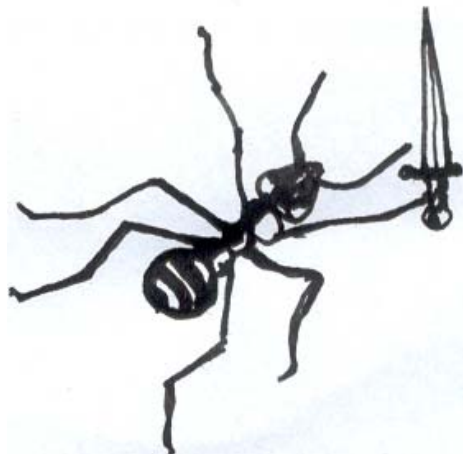
Anschliessend hat es dann der Zürcher Regierungsrat noch meinem Vater (dem Gesuchsteller), der Zivilstandsämter Zürich, Abteilung Ehen, und Felsberg (Graubünden), an ersteres unter Rückschluss der Verkündakten, der Fremdenpolizei des Kantons Zürich und der Direktion des Innern in Bern, mitgeteilt. Ob damals noch andere Fichen angelegt wurden, kann mein Vater heute nicht mehr ausfindig machen, denn er ist gestorben.

Wie dem auch sei, der Zürcher Regierungsrat hat an dieser für mein späteres Leben entscheidenden Sitzung vom 22. April 1943, bei Kaffee und Kuchen, folgende hitzige Diskussion geführt:

"Der Gesuchsteller (mein Vater) sei im August 1942 aus dem Benediktinerorden ausgetreten. Die Ausstellung einer Eheanerklärungsbescheinigung (?) werde laut Mitteilung des Spanischen Konsulates in Zürich vom 13. Februar 1943 verweigert, weil die spanische Gesetzgebung die Eheschliessung von Personen, die ein Ordensgelübde abgelegt hätten und keinen entsprechenden Kanonischen Dispens (?) erhielten, ausschliesse. Die Bewilligung zur Eheschliessung (mit meiner Mutter) kann unter diesen Umständen nur gegen Leistung einer Kautionsleistung im Sinne von Paragraph 59 der Kantonalen Verordnung über den Zivilstandsdienst vom 18. Oktober 1928 erteilt werden, die in Form eines Sparheftes (Nr. 15734) der Bank von Wädenswil ... (siehe oben)".

Dank diesem Protokoll des Zürcher Regierungsrates sind dann meine Schwester und ich geboren.

Der arme Zürcher Regierungsrat hat sich später noch einmal mit uns beschäftigen müssen und hat uns Kindern dann die Gnade erwiesen, gegen eine weitere Kautionsleistung, Schweizer Bürger zu sein.



Die Sonne und die Petrollampe

Mit den letzten Noten der Zykladen begannen die Grillen ihre Instrumente für die Nacht zu stimmen und die grossen, weissen Vögel flogen in grossen Formationen über die ausgedehnte Ebene. Der Abendwind gähnte müde und fing an nachzulassen. Die kleine, einsame Blume am Wegrand schloss ihre zarten und seidigen Blätter.

Der Radfahrer beschleunigte die Fahrt, um die Erinnerung an die Nacht zu zerstreuen. Der Berg im Osten wurde ganz rot vor lauter Sonne und die Glocken des Kosmos läuteten den Sonnenuntergang ein.

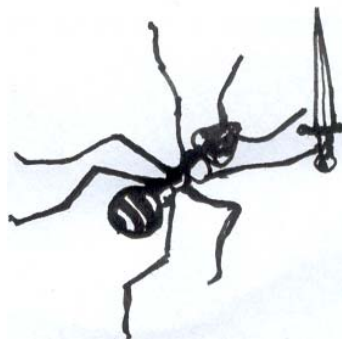
In der kleinen Hütte am Hügel zündete die greise Negerin die Petrollampe an.

Die Sonne streckte ihre letzten Strahlen über den Kamm des mächtigen Berges und fragte die Welt:

"Wer wird mich während meiner Abwesenheit ersetzen?"

"Ich werde mein Möglichstes tun, O Sonne" antwortete ihr die Petrollampe.

(frei nach Rabindranath Tagore)



Albert Einstein

Als Du der Menschheit Deine lange Zunge herausstrecktest, tatest Du es nicht aus Arroganz oder gar Verachtung.

O nein!

Lausbub, Du bist ein Lausbub und alle glauben Dich verstanden zu haben.

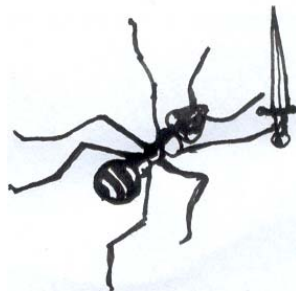
Ach, Albertli, wie gut hast Du's jetzt mit Erasmus auf dem luftigen Wölklein, die Harfe spielend und singend und über uns lachend.

Ja, ja, ihr Lausbuben.

Ihr lacht ganz laut und herzlich über uns, wo wir doch wieder zwei Nobelpreisträger der Physik gekrönt haben, weil sie entdeckten, wie wir bald noch mehr Bäume töten können, weil sie entdeckten, dass die auf Erden herrschende Dummheit, multipliziert mit dem Quadrat der Lichtgeschwindigkeit ausreicht, um uns da unten in Eure luftige Welt zu befördern.

Bald vielleicht sitzen wir auch da, auf Deiner Wolke, verstrahlte Psalmen singend, jeder auf seiner Harfe.

Albertli Einstein, Du bist ein Lausbub und ein grosser Maler dazu.



Sainte Belgique

Nein, du störst mich nicht, solange Du schweigst, ein Märchen, ein Schaukelstuhltraum, erfundene Realität bist. Nein, Du störst mich nicht, solange Du umherirrst. Du bist mir gleichgültig, wenn ich nicht vorwärtskomme. Dann bleibe ich halt wo ich bin, es ist mir einfach egal.

Nein, Du störst mich nicht, solange ich nicht verstehe, dass das Leben Leben und die Erde Erde ist und solange ich nicht verstehe, dass der Baum Blätter hat und sie wieder verliert und dass die Quelle nur so lange Wasser spendet wie Wasser da ist und dass die Wolken fliegende Meere und die Träume meine Reisen sind.

Der Wurm ist unser Erlöser.

In der Zwischenzeit halte ich inne und freue mich des Lebens und der duftenden Blumen.

Genug dieser mit dem Kaffeelöffelchen ausgelöffelten Wut, genug des Denkens, um das Sein zu rechtfertigen, genug jetzt

solange ich noch lebe
eine Eintagsfliege bin.

Nein, Du störst mich nicht, solange ich bin und da verweile, auf dieser gerupften Erde, und warte.

Nein, Du störst mich nicht, solange Du nicht mein Kopfkissen mit mir teilst.

Und wenn ich Dir eines Tages nicht mehr aus dem Weg werde gehen können, dann werde ich mich des alten Gebets der Dadaisten entsinnen:

"O Sainte Belgique,
que vos mamelles
nous tracent la voie lactée
qui mène a la Pataphysique.
Et qu'elles nous versent la bonne mort:
la Mort Subite"

Zwei Augen

Zwei Augen sahen mich gestern im Tram.
Die werde ich nie vergessen.

Braun und süß und sinnlich und durchsichtig und tief wie der Ozean waren diese Augen, die mich gestern im Tram gesehen haben.

Dabei kam mir Machado in den Sinn, flüchtig, denn die Augen, die mich gestern im Tram gesehen haben, liessen mir keine Zeit zum nachdenken:

"Die Augen, die dich sehen
sind nicht Augen
weil du sie siehst;
Es sind Augen
weil sie dich sehen"

Ich tauchte tief in sie hinein. Wir liebten uns einige Atemzüge lang, vor allen Leuten.

Dann ist sie gegangen, ist ausgestiegen, ohne Hast, und hat mich vorher noch schnell geküsst. Mit den Augen.

Da sass ich nun mit zitternden Knien.

Sie kam nach Hause und küsste ihre Kinder und vielleicht auch ihren Mann, ein bisschen länger, ein bisschen inniger als sonst, denn sie hatte einen Schimmer schlechten Gewissens verspürt, weil sie ihm untreu gewesen. Mit einem Blick in einem Tram dieser Stadt.



Brief an eine tote Mutter

Nun ist sie da, die erste Weihnacht ohne Dich, ohne Deinen Körper zumindest. Jetzt ruhest Du neben Vater in dieser feuchten Wintererde von Spanien und der Olivenbaum zeichnet seine Blätterspiele auf Euer schönes Grab. Weiter unten rauscht das Meer und die Katzen sonnen sich auf der kleinen weissen Mauer, die Euch vor den Lebenden schützt. Der Garten ist jetzt wild geworden, denn Deine Hände giessen ihn nicht mehr, und trotzdem ist er schön, der alte, liebe Garten, wo Du manchmal gestanden bist und ich Dich nicht richtig sehen konnte.

Manchmal sehne ich mich danach, neben Euch zu liegen, Erde zu sein, das oberste kleine Blatt einer blühenden Geranie vielleicht. Manchmal, da beneide ich Euch, die Ihr so schön gebettet Euer Leben als Humus lebt.

Vor genau einem Jahr standest Du das letzte Mal auf Deinen dünnen Beinen und hast Dein Abendmahl bei Engelskirchen eingenommen. Du warst schon vom Tod gezeichnet und doch lebendiger als wir. Tapfer hast Du Deine Agonie an diesem Heiligen Abend angetreten, ohne Dich zu beklagen.

Heute -ein Jahr unseres Lebens floss inzwischen den breiten Fluss hinunter- bist Du bei Vater und Ihr feiert zusammen und denkt an uns.

Für Sekunden möchte ich die Uhr zurückdrehen, möchte Wells Zeitmaschine besteigen um schnell, ganz schnell, Dich zu umarmen und Dir sagen, wie innigst ich Dich liebe.

Doch für uns Lebenden geht die Zeit nur vorwärts, hin gegen die gleiche Erde, in der Du nun neben Vater ruhest.

Leb wohl, Mutter.

Die Werber

Das Schlimme an den Werbern ist, dass sie wie wir aussehen. Sie sind Zombies aus dem Reich des Psychoterrors. Sie sind die gefährlichsten Klauer des geistigen Eigentums auf Erden. Ihnen entgeht kein gesprayerter Spruch, und sei die Betonmauer dahinter noch so grau. Ihre kranken Gehirne saugen sofort alles auf und vermarkten es in Sekundenschnelle. Sie klauen auch Geistiges aus der Vergangenheit, sie machen aus den revolutionären Aufrufen von damals Zahnpastaphrasen, Käsesprüche und Köder für das grosse Geld: So steht auf einer Hochglanzpapierbroschüre für die Jungsparerer des Schweinerischen Bankvereins:

"You can get it if you really want"

Dieser Titel eines revolutionären Liedes von Jimmy Cliff hat nicht diese bloody Bank geklaut, sondern irgendein Werber, der einmal zu dieser Musik mit einem Joint in der Birne tanzte.

Die Werber sind Grossverdiener, die uns aufs Ekelhafteste infiltrieren. Sie hängen in unseren Bars rum, stehen politisch links (!) und sind unaufhörlich damit beschäftigt, jede geistige Regung, jedes Wort, jeden Satz und jede Äusserung überhaupt in sich zu saugen. Sie haben nie Feierabend, sind immer an der Arbeit, die Kreativen!

Gegen die Werber ist kein Kraut gewachsen. Weder Knoblauch noch ein Kruzifix kann ihnen etwas antun. Sie sind ein gefährliches Medium, das sich in unserer Nähe herumtreibt, schleichend und horchend. Noch ein Beispiel ihres Blutsaugenden Treibens: Das Volk, das unter der Wohnungsnot in dieser Stadt leidet, schuf vor einem halben Jahr ein Plakat, das da besagte:

"Wenn Räumung dann Demo"

Der nächste Streich der Werber folgte sogleich: "Wenn Mode dann Spengler", sagt eine Süsse auf Riesenplakaten, die überall in der Stadt hängen.

So eine Frechheit. Da sitzen sie, die Werber, in ihren Käfigen in den Werbeagenturen, kauen an stinkigen Bleistiften, haben ein Glas Weissen in den leeren Magen gekippt und schauen verblödet auf den See hinaus. Da aus ihren ausgelaugten Gehirnen nichts mehr raustropft, greifen sie auf unsere Sätze zurück, klauen alles, was schwarz auf grau steht und werden im Nachhinein vom Chef gelobt und mit einer Gehaltsaufbesserung (was für ein Wort, grosser Gott im Himmel!) abgespiesen und am nächsten Tag sitzen sie wieder im Käfig und leiden unter Einfallsarmut, die die Gehaltsaufbesserung und das Lob des Chefs für den geklauten Spruch nur noch schlimmer werden lässt. Verstopfung plagt sie tagelang, denn der geklaute Spruch zieht ihnen den Darm zusammen und die echte Scheisse kann nicht mehr raus.

Dann gehen sie zum Analysten, der ihnen zweihundert Franken wöchentlich während zehn Jahren abknöpft, womit der herrliche Wirtschaftskreis dieser Konsumameisengesellschaft sich wieder einmal schliesst.

Die Werber. Räuber des geistigen Eigentums, für das sie nicht einmal das Copyright zu bezahlen haben, denn sie stehlen an der Wurzel. Gefährliche Parasiten, denn sie entschärfen das, was wir während schlaflosen hinkotzen, auf die schmutzigste Weise: Sie machen Zahnpasta, Slip-Einlagen, Deodorants und überfüllte Schlachthöfe daraus, wecken Freiheitsillusionen, fördern die Konsumidiotie und nehmen dem Volk* den Wind aus den Segeln.

Der letzte Schrei der Zigarettenwerbung:

"Born to be mild"

Die Werber: Born to be thiefs.

*) Das Volk, das wir meinen, ist klein aber fein

Herr Würmli

Nach drei doppelten Brandys ist er endlich aufgestanden und sich in die Telephonkabine, die neben den Toiletten im Keller des Restaurants steht, begeben. In seiner unendlichen Schüchternheit musste er noch vorher die Serviertochter fragen, ob sie vielleicht so freundlich sein könnte, ihm Münzen für das Telephon zu wechseln. Ganze zehn Minuten musste er dann warten, bis das Fräulein endlich an seinen Tisch gekommen ist. Ein fürstliches Trinkgeld hat er ihr gegeben, damit sie ihm ohne Schimpfen die benötigten Münzen wechsele.

Dann ist er mit einem laut in seiner schmalen Brust pochenden Herzen in die Kabine gegangen, hat gezittert, während er die zwei Münzen in den Schlitz geworfen und ist beim Ertönen des Rufzeichens schier in Ohnmacht gefallen.

... Tüüt ... Tüüt ... Tüüt ... Klick!

Er holt noch einmal tief Luft, bevor er in die Muschel spricht:

"Hallo Gertrud, ich wollte dir endlich sagen, dass ich.."

... "nicht anwesend. Sie können aber eine Nachricht hinterlassen. Ich werde sie anrufen, sobald ich zu Hause bin. Bitte sprechen sie nach dem Piiipston!

... "dass ich dich liebe!"

... Piiiiiiip !

"Hallo Gertrud, ich bins. Ich ruf dann später noch mal an. Ciao

FRAGEBOGEN ZUM THEMA: LEBE ICH NOCH?

1. Riechen Sie an Ihren stinkigen Socken?
 Ja
 Nein
2. Betrachten Sie Ihren Stuhl, bevor er für immer verschwindet?
 Ja
 Nein
3. Riechen Sie an den Achselhöhlen Ihrer/Ihres Geliebten?
 Ja
 Nein
4. Heben und senken Sie rhythmisch die Decke, nachdem Sie im Bett gefurzt haben?
 Ja
 Nein
5. Rülpsen Sie nach dem Essen?
 Ja
 Nein
6. Stecken Sie den Zeigefinger zwischen die Zehen?
 Ja
 Nein
7. Riechen Sie an Ihrer getragenen Unterwäsche?
 Ja
 Nein
8. Haben Sie schon Ihre Hände unter einem Urinstrahl gewaschen?
 Ja
 Nein
9. Haben Sie schon ein Geschlechtsteil mit Ihren Lippen berührt?
 Ja
 Nein

10. Haben Sie schon eine Totenwache gehalten?
 Ja
 Nein
11. Haben Sie schon beim Anblick einer Landschaft geweint?
 Ja
 Nein
12. Haben Sie sich schon zum Lachen gebracht?
 Ja
 Nein
13. Haben Sie schon einen Finger in einem Arschloch gehabt? (Diese Frage gilt nicht für Aerzte!)
 Ja
 Nein
 Ich bin Arzt
14. Wurden Sie schon aus einer Wohnung rausgeschmissen?
 Ja
 Nein
Falls Ja, beantworten Sie bitte noch diese Zusatzfrage:
 Aus dem Fenster?
 Vom Balkon?
 Mittels einer Kündigung?
15. Glauben Sie an Gott?
 Ja
 Nein
Falls ja, an welchen?
 Shiva
 Zeus
 Hauptdarsteller der Bibel
 Andere
16. Finden Sie diese Fragerei unverschämt?
 Ja
 Nein

Auswertung: Falls Sie die letzte Frage mit Nein beantwortet haben, dann leben Sie noch.

In der Eisenbahn

"Manchmal wird mir vorgeworfen, ich sei hemmungslos", sprach der Herr im dunklen Anzug zu seiner Nachbarin, während das Fenster Ausschnitte aus der lieblichen Herbstlandschaft preisgab.

Er steckte ihr einen Finger in das Ohr und fuhr fort: "Ich weiss nicht weshalb, aber viele Leute denken von mir, ich sei einer von denen, die zu schnell ans Ziel gehen." Die Frau wehrte sich vehement gegen den Finger in ihrem Ohr, doch der Herr im dunklen Anzug sprach weiter: "Können sie das verstehen? Ich mach doch nichts aussergewöhnliches. Ich stecke höchstens mal einen Finger in das Ohr eines Menschen und werde dabei ständig zurückgewiesen".

"Was fällt ihnen ein?", antwortete die Lady. "Wie können sie es wagen, ihren schmutzigen Finger einfach so mir nichts dir nichts in mein Ohr zu stecken?". "Ich weiss nicht", antwortete der Herr, "es kam plötzlich so über mich. Ihr schönes Ohr ist schuld! Ich fühlte einfach das Bedürfnis, den Finger in ihr Ohr zu stecken. Dabei dachte ich keineswegs an Sexuelles, sondern ich hab mich ganz unerwartet an den Zuckerhut in der Piratenbucht erinnert und ihr Ohr war wie dazu geschaffen, die Rolle dieses Berges, der so schön und allein inmitten einer unendlich prachtvollen Bucht steht, zu übernehmen".

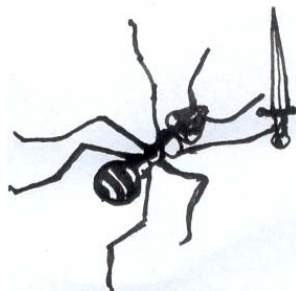
Inzwischen raste der Zug über eine Herbstlandschaft, die an sich zum Nachdenken einlud. Doch der Herr im dunklen Anzug hatte keineswegs Lust am Schauspiel der Natur, die sich über das Fenster meldete, teilzunehmen. Vielmehr verspürte er an diesem Tag den unkontrollierbaren Drang, mit seinem Finger in fremde Ohren einzudringen.

"Sie sind ja völlig übergeschnappt", schrie die Lady den Herrn an, während sie versuchte, ihr Ohr vom Finger zu trennen. "Vielleicht", erwiderte der Mann, "aber ich lebe immerhin. Ihr Ohr hats mir angetan. Es lässt den fernen Ozean in mir erklingen. Ihr Ohr tanzt wie die Kokospalmen am Strand und die kleinen Inseln in der Ferne leuchten jetzt wie Gold in der Abendsonne".

"Sprechen sie keinen Unsinn!", sagte die Dame jetzt etwas sanfter. Sie hatte es inzwischen aufgegeben, gegen den Finger in ihrem Ohr zu kämpfen. Ja sie fing sogar an, diesen starken, männlichen Finger im Ohr gern zu haben. Schliesslich hatte ihr schon seit Jahren kein Mann mehr den Finger ins Ohr gesteckt. Sie dachte an ihren versorbenen Mann, wie er in seiner Verliebtheit seine Zunge in ihr Ohr drückte und ihr wortlose Gedichte hineinflüsterte. Sie erinnerte sich an die Hochzeitsreise und an die heissen Nachmittage in Palermo, als sie mit ihm unter dem Deckenventilator die Siesta machte. Wie er heiss war und im Takt der Zykladen auf ihrem verliebten Bauch lag und sie liebte.

Dieser Finger im Ohr hatte bei ihr lauter alte, schöne Erinnerungen geweckt.

Als sie die Augen wieder öffnete waren der Herr im dunklen Anzug, die über das Fenster rasende Herbstlandschaft und der Finger in ihrem Ohr verschwunden.



Vereinigte Staaten von Amerika

Alabama
Alaska
Arizona
Arkansas
Colorado
Connecticut
Delaware
District of Columbia
Florida
Georgia
Hawaii
Idaho
Illinois
Indiana
Iowa
Kalifornien
Kansas
Kentucky
Louisiana
Maine
Maryland
Massachusetts
Michigan
Minnesota
Mississippi
Missouri
Montana
Nebraska
Nevada
New Hampshire
New Jersey
New Mexico
New York
North Carolina

North Dakota
Ohio
Oklahoma
Oregon
Pennsylvania
Rhode Island
South Carolina
South Dakota
Switzerland
Tennessee
Texas
Utah
Vermont
Virginia
Washington
West Virginia
Wisconsin
Wyoming

Frohsinn

Wenn der Vorhang aufgeht: Man sieht ein biederes Restaurant. An den meisten Tischen sitzen Gäste und trinken. Ein schöner Mann mit Brille sitzt mit zwei Freunden am Tisch, der sich vorne rechts von der Bühne befindet. Hinter der Theke steht die Wirtin, eine unschöne Frau in mittleren Jahren und schaut mit einem grimmigen Ausdruck im Gesicht in Richtung Zuschauer. Ein grosses Schild über der Theke, genau dort wo die Wirtin steht, besagt:

"SCHAFF, ZAHL STEUERN UND STIRB!"

Plötzlich steht der schöne Gast mit der Brille auf und begibt sich langsam zur einzigen Türe des Raumes, etwas zögernd schaut er einige Male nach links und rechts, dann verschwindet er hinter der Türe. Kaum ist er weg geht die Wirtin ebenfalls in Richtung Türe und verschwindet ihrerseits hinter dieser. Man hört laute Stimmen:

DIE WIRTIN "Was suchen sie hinter meinen Türen?"

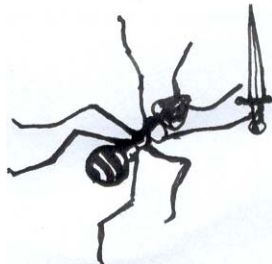
DER GAST "Die Toilette"

DIE WIRTIN "Können sie nicht lesen? Es steht doch an dieser Tür da angeschrieben!!!"

DER GAST "Aber da steht AUSGANG ..."

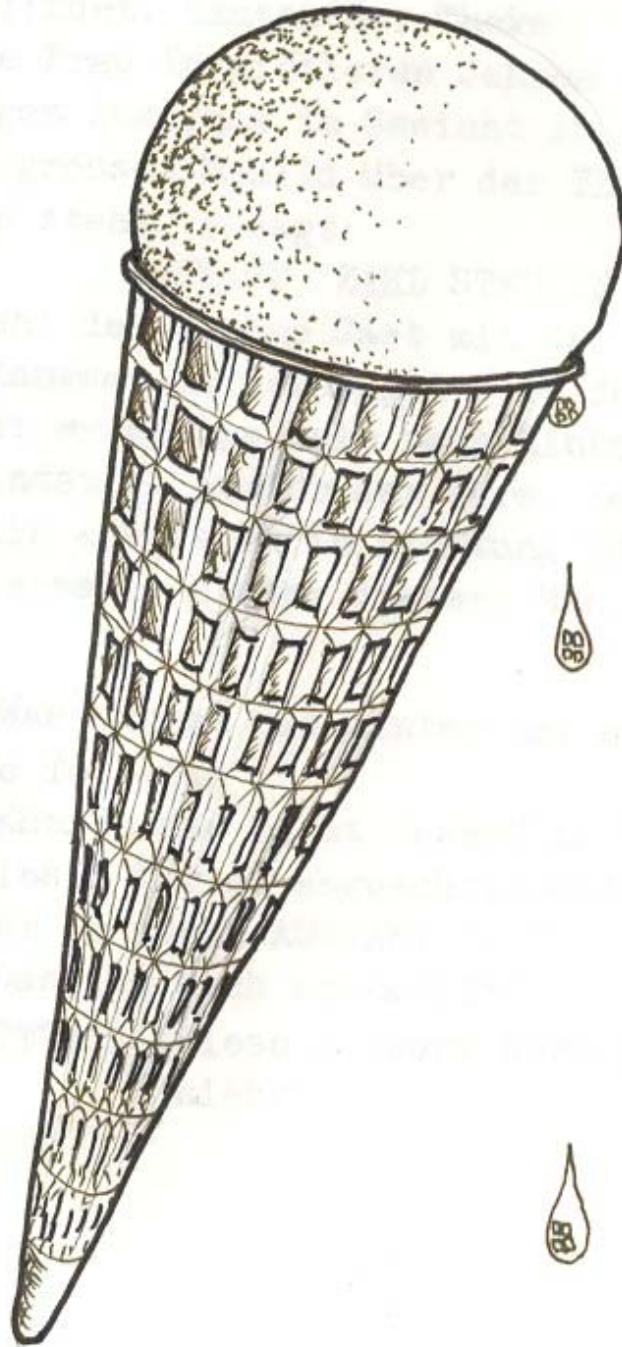
DIE WIRTIN "Das ist doch normal!!!"

DER GAST "???????" (diese Antwort hört das Publikum nicht)



Frust

Im Frust liegt die Lust auf Eis



Epigraph

**Ach, der alten Zeiten gedenk' ich,
als die Schweizer Industrie noch gelenkig
und viele g'scheite IngeniörInnen brauchte
weil jeder Schornstein mit Freuden rauchte.**

**Doch diese Zeiten sind nun vorüber
auch die Gletscher laufen schon über.**

**Denn die globale Hitz'
ist weiss Gott kein Witz.**

**Auf's Hirn hat sie geschlagen
zum Ärger der alpinen Ahnen.
Bald ist Babels Turm vollendet
und das ganze Geld verschwendet.
Ins Finanzloch haben sie's gesteckt
dort ist es jämmerlich verreckt.
Nun sitzen die SchweizerInnen da
ohne Voltaire's lustiges Cafe dada
und lachen sich ins Fäustchen
in ihren Reihenhäuschen...**

**D'rum ein weiser Rat:
Baut euch ein kleines Windrad!**

Siehe auch Fra Noël's Pünktliche Lyrik in

http://www.amics21.com/laveritat/puenktliche_lyrik.pdf